

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-01876-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

LAURA WILLUD

# **BLUE SPARROW GIRLS**

The Melody of You and Me

Roman

*KySS*

1. Auflage

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, März 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Filmzitat auf S. 92 aus «10 Dinge, die ich an Dir hasse»

von Karen McCullah Lutz und Kirsten Smith

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining  
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung Shutterstock

Satz aus der Dolly Pro

bei hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-499-01876-3

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[produktsicherheit@rowohlt.de](mailto:produktsicherheit@rowohlt.de)



*Für alle, die heilen.  
Pflaster für Pflaster, Naht für Naht.*

## PLAYLIST

One More I Love You – Alex Warren  
What Are You Drinking About – Florida Georgia Line  
Play It Again – Luke Bryan  
Looking Up – Lauren Spencer Smith  
Guy For That (Feat. Luke Combs) – Post Malone  
Chasing Shadows – Alex Warren  
Dog Days Are Over – Florence + The Machine  
Music – Kelsea Ballerini  
Sweet Love – Myles Smith  
What Could Go Right – Thomas Rhett  
Risk – Gracie Abrams  
Dancing With Our Hands Tied – Taylor Swift  
End of the World – Kelsea Ballerini  
Before You – Benson Boone  
Sad Songs For Sad People – Megan Moroney  
THE LOWS – Caleb Hearn  
Fearless (Taylor's Version) – Taylor Swift  
Stay – Florida Georgia Line  
Turned Into Missing You – Max McNown  
Good as You – Kane Brown  
Timeless (Taylor's Version) (From The Vault) – Taylor Swift



## PROLOG

Olive



*Is This the End of the Universe?*

**W**as würdest du tun, wenn die Sonne nicht nur untergeht, sondern von einem Moment zum nächsten vollends verschwindet? Mein Vater versucht wohl, sie durch seine Kleiderwahl zurückzubringen. Das muss der Grund sein, warum er heute kein schwarzes, sondern ein gelbes Hemd trägt. Doch so einfach ist es nicht. Kein noch so farbenfrohes Kleidungsstück wird diesen leuchtend lodernden Himmelsball wieder aufsteigen lassen. Stattdessen herrscht hier allumfassende Dunkelheit, in die sich die Gäste in ihren Trauergarderoben konturenlos einfügen. Menschen, die meine Mutter geliebt und die sie bewundert haben. Aber auch diejenigen, die hinter ihrem Rücken über sie gelacht oder sie gemieden haben. Jetzt sind sie plötzlich alle hier versammelt, als hätte niemand je auch nur ein schlechtes Wort über sie verloren.

Mein Blick gleitet über die Menge. So bemüht, ihre grotesken Masken aus Traurigkeit und Anteilnahme aufzusetzen. Ich erkenne ein paar Eltern meiner ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen, die ihre Kinder früher nicht zu meinen Geburtstagen gelassen haben, weil meine Familie nicht in ihr engstirniges *kleinstädtisches* Schema passen wollte. Und nun sind sie hier – heucheln Betroffenheit über einen Tod vor, der in ihren Herzen nicht den geringsten Riss hinterlässt, während meines sich anfühlt, als würde es aus offenen Wunden bluten.

Die Silhouette einer Frau taucht vor mir auf, verschwommen hinter der Tränenwand, die ich einfach nicht durchbrechen

kann. «Olive, es tut mir so leid, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.» Zum ungefähr hundertsten Mal heute nicke ich und ringe mir ein bemüht freundliches Lächeln ab, das vermutlich viel eher einer Grimasse ähnelt. Dann zieht die Frau weiter, um sich einen Platz zu suchen, sicher erleichtert, diesen für sie unangenehmsten Part der Trauerfeier hinter sich gebracht zu haben.

Links von mir sind weiße Klappstühle in Reihen aufgebaut, die sich über die Waldlichtung ziehen und zu einem Rednerpult aus hellem Holz ausgerichtet sind. Auf dem Tisch neben dem Pult ist die bunt bemalte Urne positioniert, die eine Freundin aus Moms Zeit an der Kunsthochschule in Nashville angefertigt hat. Und ihr Foto. Das Foto, das mein Dad ausgestellt hat und das ich mir nicht anschauen kann, ohne mich erneut so sehr in Tränen zu verlieren, dass ich kaum atmen kann. Trotzdem weiß ich genau, wie sie darauf aussieht. Glückliche, freie, den Mund zu ihrem einmaligen Lächeln geformt, sodass man die Lücke zwischen den Schneidezähnen nicht nur errahnen, sondern eindeutig sehen kann. Das Bild zeigt sie genau, wie sie ist – *wie sie war*, korrigiere ich mich stumm und blinzle dem bedeckten Himmel entgegen. Kein Lichtstrahl bahnt sich den Weg durch die Baumkronen, alles ist wie in einen Filter gehüllt, der mich an die *Twilight*-Filme erinnert. Düster, kalt, trostlos. Und auch wenn ich weiß, dass sie sich Sonne und Schmetterlinge gewünscht hätte, passt diese Kulisse auf tragische Weise sehr viel besser zum Anlass. Mir ist fast, als hörte ich die ersten Klänge eines seelenvollen Indie-Songs in mir aufsteigen, der beinahe tröstlich sein könnte. Doch dann holt mich die Stille wieder ein.

Als ich meinen Blick wieder senke, entdecke ich den gelben, gebrochenen Hoffnungsschimmer, der auf mich zusteuert. Seine gezwungene Begrüßungsrunde scheint er hinter sich gebracht zu haben. Dad legt seinen Arm um mich, und ich will

nichts lieber, als in seiner Umarmung zu versinken. Doch das hier, diesen Tag, müssen wir hinter uns bringen – gemeinsam. Also reiße ich mich zusammen und befehle meinem protestierenden Körper, aufrecht stehen zu bleiben.

«Bist du bereit?», nuschelt Dad in mein Haar, obwohl wir die Antwort darauf beide kennen.

«Nein», gebe ich dennoch zurück.

Er seufzt leise, atmet dicht an meinem Haar ein und löst sich dann ein kleines Stück von mir. «Ich auch nicht.»

Nebeneinander gehen wir die Reihen entlang, bis nach ganz vorne. Ich, weiterhin bemüht, ihr Foto nicht anzusehen, mein Vater konzentriert darauf, nicht vor all diesen Leuten den letzten Rest Fassung zu verlieren. In der ersten Reihe setzen wir uns, wechseln einen Blick mit Angelina an ihrem Pult, der Rednerin, die vor 25 Jahren meine Eltern verheiratet hat. Ein sehr viel freudigerer Anlass. Obwohl das hier ihr Beruf ist, sieht man ihr an, wie hart es auch für sie ist. Angelina war in den letzten Jahren immer wieder Teil unseres Lebens, weil ihr Ehemann ein großer Kunstliebhaber ist und die Werke meiner Mutter sehr bewundert hat. Ich bin ihr unendlich dankbar, dass sie zugesagt hat, die Trauerrede zu halten. Niemals hätte jemand Fremdes verstehen, geschweige denn ausdrücken können, was den wunderbaren Menschen, den wir hier heute verabschieden sollen, ausgemacht hat. Angelina nickt kaum merklich, dann streift sie durch die Reihen und fordert die Gäste auf, sich einen Platz zu suchen. Und dann geht es viel zu schnell los.

Der Anfang des Abschieds, auf den mich nichts und niemand hätte vorbereiten können.

Die Rede beginnt, und ich taste nach der Hand meines Vaters, halte sie so fest umklammert, dass es sicher unangenehm ist.

Angelina erzählt von Moms Kindheit, ihrer Zeit in Nashville, ihrer Kunst. Sie erzählt von ihrer großen Liebe. Und sie erzählt von mir – ihrer Tochter. Es ist ein Schnelldurchlauf ihres viel zu kurzen Lebens, der unseren Verlust so schmerzhaft deutlich macht, dass es mir noch viel schwerer fällt, zu atmen. Ich schließe die Augen und zwingen die Luft, durch meine Nase zu strömen, stelle mir den Sauerstoff vor, der über meine Lungen ins Blut gelangt. Atmen war immer etwas Automatisches, über das ich nie nachdenken musste. Bis zu dem Tag, an dem dieser Polizist, den ich sonst nur Strafzettel in Buchteln, unserem kleinen Heimatort, habe schreiben sehen, an unsere Tür geklingelt hat. Seitdem muss ich mich permanent daran erinnern: *Einatmen. Ausatmen. Einatmen. Ausatmen.*

«Willow Valentine war aber mehr als die Summe ihrer Teile», dringt Angelinas Stimme zu mir durch. «Sie war eine Künstlerin, eine Mutter, eine Ehefrau – ja. Aber sie war auch eine Frau, die nie in Schubladen gedacht hat, weswegen ich sie niemals darauf reduzieren wollen würde. Sie war eine Frau, die nicht nur für ihre Werte eingestanden ist, sondern auch ohne Zögern dafür gekämpft hat. Die gezeigt hat, dass es vielleicht nicht immer einfach ist, die Welt zu einem besseren Ort machen zu wollen, aber dass es sich lohnt. Die Fremden durch ihre Werke, durch ihre Worte, durch ihr Dasein Hoffnung gegeben hat. Die es nicht eingesehen hat, sich zu verändern, nur weil sie nicht jeder verstehen konnte.» Angelina macht eine Pause, und ich öffne meine Augen, sie schluckt sichtbar und schaut mit glänzenden Augen auf die Trauergäste. Dann fährt sie fort, und ich drücke die Hand meines Vaters, dessen Brust sich neben mir ungewöhnlich stark hebt und senkt, noch ein wenig fester. Aber er zuckt nicht einmal zusammen. Warum auch, wenn der Schmerz im Herzen so viel stärker ist? Denn Angelinas Worte sind perfekt gewählt, doch auch so echt, dass

sie sich wie Hunderte Messerstiche durch meine Haut, durch meine Lunge, durch mein Herz bohren.

«Willow war eine mutige Frau in so vielerlei Hinsicht. Sie war bedingungslos sie selbst – und wir alle wissen, dass das manchmal das Schwierigste ist, was ein Mensch tun kann. Sie wird fehlen – ihrer Familie, ihren Freunden, aber auch der Welt. Denn sie hat diesen Ort hier zu einer besseren Version seiner selbst gemacht. Und das ist auch der Grund, warum sie niemals ganz verschwunden sein wird. Ihre Kunst lebt weiter, ihr Einfluss lebt weiter, ihre Werte leben weiter. Das hier ist ein Abschied – ein zweifellos schmerzhafter Abschied, aber es ist auch ein Erinnern und ein Appell. Daran, was sie uns gezeigt und uns beigebracht hat.»

Nach einer viel zu kurzen und gleichzeitig unendlich langen Zeit verklingen die letzten Worte von Angelinas Rede. Statt ihrer Stimme setzt nun leise *Walking on Sunshine* ein. Sicher kein klassischer Song für eine Trauerfeier – aber was ist an dieser Veranstaltung schon klassisch und traditionell? Ich sehe die Bilder der tratschenden Nachbarn schon vor mir. Heute, morgen, die nächste Woche wird es sicher kein anderes Thema geben, als dass Willow Valentine sich selbst im Tod nicht an die Regeln halten kann. Aber es kümmert mich nicht, weil ich weiß, dass es ihr egal gewesen wäre. Unendlich egal. Sie hätte geliebt, dass ihr Lieblingssong anstatt einer langsamen Ballade gespielt wird. Ein Song, der nicht schon tausend andere Verabschiedungen begleitet hat. Ein Song, der ihr immer ein Lächeln ins Gesicht gezaubert hat, sie immer hat aufspringen und tanzen lassen.

Während die Musik läuft, bekommen nun alle Anwesenden die Chance, sich von meiner Mutter zu verabschieden. Ein paar letzte Worte, Gedanken, Gefühle in Richtung ihrer Asche auszusprechen. Mein Dad und ich bleiben sitzen, versuchen mal

mehr, mal weniger, gegen die Tränen zu kämpfen, klammern uns aneinander und wünschen uns, dass all dies nichts als ein grausamer Albtraum ist.

Ich frage mich, wie lange es dauert, ehe man die Hoffnung aufgibt. Ehe man akzeptiert, dass man nicht eines Morgens aufwachen, in ihr chaotisches Atelier gehen und ihr dabei zusehen wird, wie sie einer Leinwand Leben einhaucht.

Ehe man endgültig begreift, dass sie *nichts* je wieder Leben einhauchen kann. Weil ihres geendet hat. Hart und plötzlich und unbegreiflich und viel zu früh.

Irgendwann sind wir allein auf der Lichtung. Nur wir drei, so wie es immer war. Dad, meine Mom und ich. Unsere kleine, wundervolle Familie. Mein Vater steht auf, hilft mir auf die Beine, die sich viel zu schwach anfühlen, um zum nächsten Part überzugehen. Aber das ist der Abschied, den sie wollte – und ich würde und werde alles für sie tun, also bündle ich meine letzten Kraftreserven und bitte meine versagenden Beine, sich noch ein paar Minuten zusammenzureißen, mich nur noch ein bisschen zu tragen, ehe dieser schreckliche Tag endlich endet.

Gemeinsam treten wir zu dem Rednerpult, auf dem die unglaublich schöne Urne platziert ist. Ich sehe Dad an, wie viel Überwindung es ihn kostet, danach zu greifen. Doch er tut es, weil er weiß, dass ich es nicht kann. Nicht jetzt, nicht, während ich bloß aus Hunderten Bruchstücken meiner selbst zu bestehen scheine.

Den Weg zu ihrem Lieblingsplatz kennen wir in- und auswendig, so oft waren wir an diesem Ort. Den Bach entlang, hinauf bis zum höchsten Punkt dieser Anhöhe, die wir *Inspiration Peak* genannt haben. Kein richtiger Berg, dafür ist sie viel zu niedrig, aber dadurch nicht weniger magisch. Immer, wenn meine Mutter Schwierigkeiten hatte, eine neue Idee zu greifen, ist sie hergekommen. Hat sich auf die Felsformation gesetzt,

den Vögeln, Insekten, Eichhörnchen und anderen Wildtieren zusehen, dem sanften Rauschen des Baches gelauscht und ihren Gedanken erlaubt zu wandern. Die Magie strömen zu lassen, die ihre Kunst so einzigartig gemacht hat. Und deswegen stand nie zur Debatte, wo Mom die Ewigkeit verbringen würde. Wir setzen uns genau dorthin, wo sie sich am liebsten niedergelassen hat, und starren auf die bunte Urne.

Es ist Zeit.

«Möchtest du noch etwas sagen, Olive?»

Ich schüttle den Kopf. Angelina hat so viel bessere Worte gefunden, als ich heute zwischen all dem Schmerz herbeizaubern könnte. Irgendwann, wenn die ersten Bruchstücke meines Herzens wieder zueinanderfinden, werde ich vielleicht in der Lage sein, meine Gefühle auszudrücken, ihr zu sagen, was sie für mich war, für mich ist, für immer sein wird. Aber nicht heute.

Mein Dad nickt und öffnet vorsichtig den Verschluss der Urne. Dann hebt er den Kopf, sucht meinen Blick, um sich zu vergewissern, dass es in Ordnung ist. Dass jetzt der Moment sein darf, in dem wir einen ersten Teil von ihr loslassen. Enge legt sich um meine Brust, aber dennoch nicke ich zustimmend. Der Wind, der uns von hinten erfasst, wird stärker. Oder ich achte jetzt nur mehr auf ihn. Vielleicht will ich einfach glauben, dass sie es ist. Dass sie uns das Signal gibt, die Erlaubnis erteilt. Und dann verstreut mein Vater die Asche im Wind. Lässt sie davontragen. Frei sein.

Eine Weile verbleiben wir genau so. Die Augen in Richtung des Windes. Versunken in Erinnerungen.

Dann breche ich die Stille.

«Was machen wir jetzt?»

Mein Vater schaut mich mit diesem ernst-traurigen Ausdruck in den glänzenden Augen an, den er gar nicht mehr ab-

zulegen scheint. Er begreift sofort, dass ich nicht meine, was wir jetzt sofort, wenn wir wieder zu Hause sind, machen werden.

Er scheint einen Moment nachzudenken, blickt mir dann aber entschlossen entgegen.

«Wir machen weiter. Uns bleibt nichts anderes übrig, als weiterzumachen, auch wenn dieses *weiter* anfangs neu und unendlich traurig sein wird. Aber sie würde es nicht ertragen, uns von wo auch immer zerbrechen zu sehen. Also haben wir keine Wahl.»

Er hat recht. Auch wenn ich keine Ahnung habe, wie das funktionieren soll.

«Meinst du, sie würde uns heimsuchen, wenn sie mitbekommt, dass wir aufgeben und uns für immer der Trauer hingeben?»

Endlich formen sich Dads Lippen zu einem sanften Lächeln. Einem traurigen Lächeln, ja, aber es ist ein Anfang.

«Daran habe ich keinen Zweifel.»

Und damit ist es beschlossen – wir werden weitermachen, wie auch immer das aussehen mag. Ein vager Plan inmitten der Planlosigkeit. Doch dann kämpft sich einer der Sätze, die Angelina heute gesagt hat, in den Vordergrund meiner Gedanken.

*Sie war eine Frau, die Fremden durch ihre Werke, durch ihre Worte, durch ihr Dasein Hoffnung gegeben hat.*

Und vielleicht ist genau das die Art, auf die ich weitermachen kann. Indem ich all diesen Schmerz in etwas verwandle, das Hoffnung bringt. Und vielleicht ist das gleichzeitig auch der Weg, auf dem ich selbst heilen kann.

# GRIEF



## KAPITEL 1

Drew



*Wound Open, Blood Soaking*

**H**ey, Drew, wir holen uns gleich noch einen Burger, kommst du mit?»

«Sorry, heute nicht. Muss noch kurz zu Jones ins Büro, und dann müsste Sienna auch jeden Augenblick hier sein. Sie hat einen Tisch in irgendeinem neuen Hipster-Restaurant reserviert.»

Sam, der als Audiotechniker im Gegensatz zu mir fest angestellt bei *Nash Nova* arbeitet, verzieht sein Gesicht zu einer halb mitleidigen Maske, die sicherlich meinem geplanten Gespräch mit unserem Chef geschuldet ist.

«Geht es noch immer um das *Ken Allen*-Album?»

«Noch immer, mal wieder, wie man es nimmt», bestätige ich seufzend.

«Dann wird das Album also nicht in zwei Wochen fertig sein?» Er lehnt sich gegen den Türrahmen und beginnt mit seinen Fingern rhythmisch auf das Holz zu trommeln.

«Ich bin froh, wenn dieses Album überhaupt irgendwann fertig wird. Ken ist momentan ... na ja ... nicht so richtig bei der Sache», druckse ich herum, obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass sich seine aktuellen Drogen- und Alkoholeskapaden bereits im Label, wahrscheinlich sogar in ganz Nashville rumgesprochen haben.

«Oh Mann, in deiner Haut will ich echt nicht stecken.»

«Danke für den positiven Zuspruch, das gibt mir Hoffnung», entgegne ich sarkastisch, aber mit einem Grinsen.

«Immer wieder gern. Viel Erfolg gleich – wir sehen uns dann nächste Woche.»

«Bis dann.»

Sam verschwindet aus der Tür, und ich sammle mich noch ein letztes Mal vor dem Gespräch, das ich den gesamten Tag, eigentlich schon die komplette Woche, vor mir hergeschoben habe. Möglicherweise wird es ja gar nicht so schlimm. Jones könnte zur Abwechslung ja auch ausnahmsweise mal mit Verständnis reagieren – Wunder sollen doch angeblich geschehen. Ich ziehe mir die Cap vom Kopf, um sie mir dann andersherum wieder aufzusetzen. Dann mal los. In die Höhle des Löwen.

Der Gang zu seinem Büro ist verlassen, aus den umliegenden Räumen dröhnt Musik der unterschiedlichsten Genres durch geschlossene Türen. Country, Pop, Indie, Rock – bei *Nash Nova* ist so ziemlich alles vertreten. Vor der Tür von Jones halte ich inne, bin kurz davor, wieder einen Rückzieher zu machen, weiß aber, dass ich diese Angelegenheit wirklich nicht weiter aufschieben kann. Ich muss das jetzt hinter mich bringen. Mit einem Ruck – wie man es mit einem Pflaster macht. Also klopfe ich an die Tür, greife nach dem Griff und öffne sie, ohne seine Reaktion abzuwarten. Wie mit dem Pflaster eben. Augen zu und durch.

Ich erstarre augenblicklich.

Ich wusste, dieser Besuch könnte unangenehm werden, doch für die Szenerie, die sich mir nun offenbart, reicht *unangenehm* nicht einmal ansatzweise aus. Vor Schreck, Empörung und Unglauben bleibe ich mitten in der Tür stehen. Will wegsehen, will so unbedingt wegsehen, aber kann es nicht. Kann mich nicht rühren, obwohl ich weiß, dass mich diese Bilder vermutlich eine Ewigkeit lang verfolgen werden. Und dann erst trifft Siennas Blick meinen, über die Schulter von diesem widerlichen Arschloch hinweg. Erst dann begreift sie, dass ich in die-

sem verflochtenen Büro stehe. Etwas, womit sie scheinbar nicht eine einzige Sekunde gerechnet hat, obwohl sie wusste, dass ich nur ein paar Türen weiter bin.

«Drew!», ruft sie erschrocken und stößt Jones von sich, der sich ruckartig zu mir umdreht. Seine verdammte Hose in den Kniekehlen, sein halb aufgeknöpftes Hemd verdeckt leider nur die Hälfte seines winzigen Penis, mit dem er gerade noch meine Freundin gevögelt hat. *Diesen* Anblick werde ich sicher nicht so schnell loswerden.

«Es ist ... Es ist ...», versucht sie irgendwie nach Worten zu ringen, die diese Situation erklären könnten. Doch sie scheitert und gibt schließlich auf. Denn das hier ist viel zu eindeutig, um mich mit Phrasen wie *«Es ist nicht so, wie es aussieht»* zu verarschen.

Und in diesem Moment schaffe ich es endlich, mich aus meiner Schockstarre zu lösen. Aber nicht, meine Impulskontrolle auszuüben. Also tue ich das Einzige, was mir richtig erscheint, und gehe auf die beiden zu. Mit entschlossenen, harten Schritten. Ich kann die Angst in dem Gesicht meines Chefs erkennen, das sonst permanent von diesem überheblichen, widerlichen Grinsen eingenommen ist. Sehe, wie er nach einem Ausweg sucht, sehe den Schweiß auf seiner Stirn. Doch ich bin schon da, hole aus – und wahrscheinlich bereut der alte Sack das erste Mal in seinem jämmerlichen Leben, nie ein Fitnessstudio von innen gesehen zu haben, denn er schafft es nicht einmal, sich wegzudrehen oder meine Faust anderweitig abzuwehren. Stattdessen treffe ich ihn mit voller Wucht mitten ins Gesicht, höre etwas knacken – vermutlich seine Nase. Sienna schreit erschrocken auf, doch ich schaue sie nicht einmal an. Meine Knöchel brennen, meine gesamte Hand brennt, aber es kümmert mich nicht. Jones, der sofort zusammengesackt ist, richtet sich wieder auf, starrt mich mit rot tropfender Nase hasserfüllt

an, obwohl er derjenige ist, der eben gerade noch meine Freundin auf seinem beschissenen Schreibtisch gefickt hat.

«Du bist gefeuert! Glaube ja nicht, dass du in dieser Stadt noch mal irgendeinen Auftrag bekommst!»

«Gut, dann habe ich ein verdammtes Problem weniger!»

Ich sage ihm nicht, dass dieses Problem *Ken Allen* heißt, das wird er noch früh genug herausfinden.

«Drew, lass uns bitte ...», wimmert Sienna von der Seite, aber ich kann sie nicht ansehen. Ekel breitet sich in mir aus, lässt mich erschauern. Ich muss hier weg, ich muss hier schnellstens weg.

Es braucht keine drei Minuten, ehe ich meinen Kram zusammengesucht habe und aus dem Gebäude geflüchtet bin.

Was für eine Scheiße. Was für eine verdammt beschissene Scheiße.

Ich taste meine Hosentasche nach einer Zigarettensackung ab, finde aber nur mein Handy. Wieso zur Hölle nehme ich mir immer wieder vor, damit aufzuhören? Jetzt könnte ich den Nikotin-Kick wirklich dringend gebrauchen. Stattdessen ziehe ich mein Handy heraus, öffne den Gruppenchat und tippe mit vor Adrenalin zitternden Fingern eine Nachricht ab.

## GUYS FOR THAT

**DREW:** Sienna vögelt meinen Chef

Fuck, ich brauche wirklich Zigaretten. Oder ein Bier. Oder ein verflucht anstrengendes Workout. Was wohl die vernünftige Option wäre, aber gerade eindeutig nicht am verlockendsten klingt. Also setze ich mich in Bewegung, in Richtung des Trubels von Downtown Nashville. Dort kann ich immer noch

schauen, ob ich mich für Nikotin oder Alkohol entscheide – oder beides. Der Bildschirm meines Handys, das ich noch immer umschlossen halte, leuchtet vibrierend auf. Scheinbar haben die Jungs meine Nachricht direkt gesehen.

**ZAYN:** WTF

**ZAYN:** Den widerlichen Schmierlappen???

**DREW:** Jap

**CHASE:** Scheiße, sorry! Bist du dir denn sicher?

Ich lache laut auf, als ich die Frage von Chase lese. Sicherer kann man sich wohl gar nicht sein. Ein etwa vierzigjähriges Pärchen – eindeutig Touristen – dreht sich verwirrt zu mir um, doch ich laufe zügig weiter, während ich die Antwort tippe.

**DREW:** Bin reingeplatzt, während sie es auf seinem Schreibtisch getrieben haben

**DREW:** Also ja

**ZAYN:** Ich mochte Sienna eh nie

**ZAYN:** Wo bist du jetzt?? Soll Chase dich abholen?

**CHASE:** Shit, sorry, ehrlich

**CHASE:** @Zayn ich arbeite, du kannst nicht einfach entscheiden, dass ich jetzt sofort losfahren kann

**ZAYN:** Du bist zu Hause

**CHASE:** Weil ich remote arbeite, das weißt du genau, du Vogel

**CHASE:** @Drew ich würde dich natürlich trotzdem abholen. Soll ich? Wo bist du?

Die Zankereien der beiden zu lesen, ist seltsamerweise jedes Mal Balsam für meine Seele. Besonders jetzt, wo so viele Scheißgedanken mein Gehirn fluten.

Die Fußwege werden hier, je näher ich dem Broadway komme, etwas voller, weswegen ich ab und zu von meinem Bildschirm aufblicken muss, um niemanden anzurempeln.

**ZAYN:** Warum dann erst das Rumgezicke, wenn du ihn eh abholen würdest??

**CHASE:** 🙄

**DREW:** Danke, aber ich glaube, ich gehe nun erst mal was trinken, wir sehen uns dann später

**ZAYN:** Bin in zwanzig Minuten da, schick deinen Standort

**CHASE:** Ich versuche gleich Feierabend zu machen, dann komme ich mit Zayn

**DREW:** ❤️



Zwei Stunden, drei Bier und vier Zigaretten später sitzen wir noch immer zusammen in der Bar. Die Livemusik dröhnt gedämpft in den halb geschlossenen Außenbereich, sodass man sich noch problemlos unterhalten kann. Auch wenn ich nicht mehr daran glaube, dass darüber zu reden diese ganze Situation besser machen könnte.

«Und du denkst, er meint das mit der Kündigung ernst?» Chase mustert mich besorgt.

«Ich habe ihm wahrscheinlich die Nase gebrochen.»

«Weil er es verdient hat», ergänzt Zayn überzeugt, fährt sich durch die kurzen, schwarzen Locken, und ich zuckte nur mit den Schultern.

Chase sagt dazu nichts. Ich weiß, dass er mir nicht in den Rücken fallen würde, gleichzeitig Gewalt aber *nie* für eine Lösung hält.

«Meinst du, die beiden hatten schon länger was am Laufen?», stellt Zayn nun die Frage, die ich mir selbst bereits gestellt habe.

«Keine Ahnung. Wahrscheinlich. Ich befürchte nur, wenn ich sie frage, würde sie mir eiskalt ins Gesicht lügen.»

Wie auf das Stichwort vibriert mein Handy auf dem Stehtisch zwischen uns. Das Display leuchtet auf und kündigt den ungefähr zwanzigsten Anruf von Sienna an. Dabei gibt es nichts mehr zu sagen. Also tue ich, was ich schon vor drei Stunden hätte tun sollen, direkt nachdem ich Zeuge von diesem beschissenen Betrug geworden bin. Ich entsperre mein Handy, tippe auf ihren Kontakt, scrolle nach ganz unten und klicke auf *Anrufer:in blockieren*.

«Vielleicht kannst du ja anders herausfinden, ob das schon länger lief», deutet Chase vorsichtig mit Blick auf mein Handy an.

«Du meinst ...»

«Wenn dir die Gewissheit hilft, um damit abzuschließen, würde ich dich dabei unterstützen. Ich weiß schließlich, wie ätzend es ist, betrogen zu werden.» Er macht eine kurze Pause, ehe er etwas leiser weiterspricht. «Und was das mit einem macht.»

«Mr. Moralapostel will also ein Handy hacken, um einen Blick in ihre Nachrichten zu werfen?» Zayn schnalzt mit der Zunge und funkelt seinen besten Freund amüsiert an.

«Ich könnte», stellt er klar, obwohl das niemand von uns anzweifeln würde. «Allerdings glaube ich nicht, dass das überhaupt nötig ist. Wahrscheinlich reicht es schon, mal kurz auf ihren Instagram-Account zuzugreifen. Worüber sollten die beiden denn sonst miteinander in Kontakt gekommen sein?»

«Kann sein, dass ich sogar ihr Passwort kenne. Ich glaube, sie benutzt so ziemlich überall das gleiche.»

Chase schüttelt ungläubig den Kopf. Für ihn als IT-Mastermind klingt das natürlich superfahrlässig, aber wer kann sich schon Hunderte Passwörter merken?

«Dann könnte es sogar so funktionieren. Zumindest wenn sie keine zweistufige Authentifizierung aktiviert hat.»

Ich nehme noch einen Schluck von Bier Nummer vier, das sich nun auch dem Ende neigt. Überlege, ob ich diesen Eingriff in ihre Privatsphäre mit meinem Gewissen vereinbaren kann. Aber fuck, nach dieser Scheiße verdiene ich zumindest die Wahrheit, oder? Und wie sollte ich ihr jemals vertrauen, mir die volle Wahrheit aus freien Stücken zu geben? Würde ich mich mein Leben lang fragen, wie lange ich verarscht wurde?

«Also ich bin dafür, dass wir es versuchen», ermuntert mich Zayn wenig überraschend. Er ist, was die meisten Dinge angeht, das komplette Gegenteil von Chase. So auch bei vielen moralischen Fragen. Zayn ist laut, impulsiv und nimmt kaum etwas richtig ernst, während Chase eher ruhig ist und überlegt handelt. Trotzdem sind die beiden seit ihrer Kindheit unzertrennlich. Manchmal sind es vielleicht wirklich die Gegensätze, die perfekt miteinander harmonieren.

Waren Sienna und ich uns zu ähnlich? Oder zu verschieden? Es ist schwer zu sagen. Möglicherweise war es von beidem etwas. Aber verdammt, was zur Hölle hat sie von diesem Wicher gewollt?

«Okay, machen wir es», gebe ich mich schließlich geschlagen, woraufhin Zayn begeistert in die Hände klatscht und Chase ernst nickt.

Es dauert keine fünf Minuten, dann sind wir schon drin. Und darüber hinaus braucht es keine zwanzig Sekunden, um fündig zu werden. Um die Antwort zu finden, die ich erwartet habe, so bitter sie auch ist.

Die Nachrichten, die fast dafür sorgen, dass ich mich über-

geben muss, reichen drei Monate zurück und beweisen eindeutig, dass die Nummer auf dem Schreibtisch nicht ihr erstes gemeinsames Mal war. Ich stecke mir eine weitere Zigarette an und lehne mich zurück, während meine Freunde weiter auf dem Bildschirm durch die Belege ihrer Untreue scrollen. Ich kann das nicht ertragen. Nicht, weil mein Herz dabei zerbricht, sondern weil ich mich so unglaublich verarscht und naiv fühle. Wie oft haben die beiden wohl zusammen darüber gelacht, dass ich nicht die geringste Ahnung habe? Wie oft hat sie mich von der Arbeit abgeholt, damit wir den Abend gemeinsam verbringen, und ist vorher noch mal schnell in sein Büro? Wie oft hat sie gehofft, dass Jones sie zu mehr als einer Affäre macht, damit sie mich abservieren kann? Damit sie ein Leben in schicken Hotels, Restaurants, mit teurem Schmuck führen kann? Warum sonst sollte sie sich auf den alten Sack einlassen?

Scheiße, wie konnte ich nur so unglaublich blind sein?



## KAPITEL 2

Olive



*Hi, Stranger*

Ich atme.  
Ein und aus.

Dann betätige ich die Klingel zu einer weiteren Wohnungsbesichtigung. Es ist die zwölfte Besichtigung, seit ich vor zwei Wochen in Nashville angekommen bin, und zu behaupten, ich wäre mittlerweile frustriert, wäre die Untertreibung des Jahrhunderts. Trotzdem versuche ich mich an einem Lächeln, als mir mit einem Summen Eintritt gewährt wird und ich in einem absolut soliden Treppenhaus stehe. Ein guter Start. Insbesondere, wenn ich an das Haus denke, in dem ich mir heute Vormittag eine Wohnung angeschaut habe. Der Eingangsbereich dort war nämlich nicht nur der Schlafplatz eines Typen, der in der Nacht zuvor schätzungsweise drei Liter Whiskey getrunken hat, sondern wurde von den anderen Bewohnenden scheinbar auch als Müllhalde genutzt.

Die Wohngemeinschaft, in der ich nun ein Kennenlernen geplant habe, befindet sich im zweiten Stockwerk, weswegen ich mit zügigen Schritten die Treppe hinaufsteige. Kein Gestank, kein Müll, keine Schnapsleichen – soweit durchaus vielversprechend.

«Hey, bist du Olive?», ruft eine freundliche, etwas raue Frauenstimme zu mir hinab. Ich schaue nach oben, kann aber noch niemanden entdecken.

«Ja, genau», rufe ich deshalb ins Nirgendwo. Ein paar Stufen später erkenne ich die Person, die zu der Stimme gehö-

ren muss. Die Frau mit dem schwarzen Bob, der einen starken Kontrast zu ihrer hellen Haut bildet, steht in der offenen Wohnungstür und mustert mich neugierig. Laut der Anzeige ist sie 29 Jahre alt und hat sich gerade von ihrem Freund getrennt, weswegen sie nun auf der Suche nach einer Mitbewohnerin ist.

«Hi, ich bin Olive», stelle ich mich noch einmal vor und strecke ihr meine Hand zur Begrüßung entgegen, obwohl wir das bereits über die Treppenhaus-Distanz geklärt hatten. Sie erwidert die Geste mit einem festen Händedruck.

«Erica, freut mich, dass es so kurzfristig geklappt hat.» Mit einer einladenden Geste bittet sie mich in ihre Wohnung.

«Soll ich meine Schuhe ausziehen?», spule ich meine gewohnte Höflichkeitsfloskel ab.

«Ach was, brauchst du nicht.» Hinter ihr betrete ich den schmalen Flur. In der Wohnung riecht es angenehm nach Vanille. Von hier gehen vier Türen zu anderen Zimmern ab, die Wände sind weiß gestrichen und völlig kahl. Nichts, das mich stören würde. Solange die Gemeinschaftsräume einigermaßen sauber sind und ich mich farb- und einrichtungstechnisch in meinem eigenen Zimmer etwas austoben kann, wäre ich schon zufrieden. Aber selbst diese Ansprüche habe ich durch meine Erfahrungen in den letzten Tagen als utopisch eingestuft. Es wäre zu schön, wenn diese Besichtigung vielleicht meine letzte sein könnte. Voller Hoffnung folge ich Erica in die anderen Räume. Sie zeigt mir die Küche, die klein, aber ausreichend ist, genau wie das Badezimmer. Die Fliesen dort sehen zwar ein wenig lädiert aus und weisen ein paar Risse auf, ansonsten macht aber alles einen guten Eindruck.

«Das hier ist mein Zimmer.» Sie deutet auf die geschlossene Tür und macht keine Anstalten, mir ihr Reich zu zeigen. Aber auch das ist kein Problem. Jeder hat andere Maßstäbe, was die

Privatsphäre betrifft, das respektiere ich. Ich erlaube mir, ein wenig Hoffnung zu schöpfen.

«Und das hier wäre dann dein Zimmer», fährt sie fort und stößt die letzte Tür auf. Statt eines leeren Raumes verbirgt sich dahinter allerdings ein vollständig eingerichtetes Wohnzimmer. Mit Couch, kleinem Tisch, Fernseher und einer weißen Wohnwand.

«Ah, das war vorher euer Wohnzimmer?», frage ich vorsichtig.

«Ja, genau. Es würde auch zum Teil unser Wohnzimmer bleiben. Aber es hat eine Schlafcouch, du kannst deswegen superentspannt hier schlafen. Wichtig wäre mir nur, dass du das Sofa jeden Morgen wieder einklappst. Wenn eine von uns mal Besuch hat, kann man hier trotzdem einen Film schauen oder so. Und ich habe dir die Hälfte der Schränke freigeräumt, du solltest also genug Platz für deinen Kram haben.»

Etwas perplex sehe ich mich in dem Raum um, bin mir unsicher, wie sie sich das Ganze vorstellt.

«Du hast hier außerdem direkt den Zugang zum Balkon, was super praktisch ist. Ich bin dort meistens nur ein paarmal am Tag zum Rauchen, die restliche Zeit gehört er ganz dir.»

«Das heißt, du hast von deinem Zimmer aus auch eine Tür zum Balkon?» Ich fürchte, die Antwort auf diese Frage bereits zu kennen, halte mich aber an einem Hauch Resthoffnung fest.

«Nein, leider nicht. Ich würde dann einfach kurz durch dein Zimmer huschen, aber wie gesagt, das sind nur drei- bis viermal am Tag. Meistens.»

«Ach so, okay.» Enttäuscht klammere ich mich an meine gehäkelte Tasche, die über meiner Schulter hängt. Überlege, ob das hier irgendwie funktionieren könnte. Frage mich, ob ich verzweifelt genug bin, um im Wohnzimmer einer Fremden zu wohnen, in dem ich voraussichtlich nicht die geringste Privat-

sphäre haben werde. Dagegen klingt selbst der gemeinsame Schlafraum aus Besichtigung Nummer drei verlockend. Da waren es immerhin die gleichen Bedingungen für alle Bewohnenden.

«Also, was meinst du?», fragt Erica mich selbstbewusst, als würde sie diese Pseudo-WG wirklich für ein gutes Angebot halten.

«Die Wohnung ist ... schön», druckse ich herum. Was keine Lüge ist, aber auch nicht die richtige Antwort auf ihre Frage. Erwartungsvoll, fast ein wenig ungeduldig mustert sie mich.

«Ich weiß nur nicht, ob das Konzept mit ... mit diesem geteilten Wohnzimmer, das irgendwie nur so halb mein Zimmer wäre, so gut für mich funktioniert.» Es ist schwierig für mich, das auszusprechen. Ich hasse es zu lügen, weswegen ich ihr keine Begeisterung vorspielen möchte, aber ich hasse es auch, unangenehme Gespräche zu führen.

Erica verschränkt die Arme vor der Brust.

«Es gibt noch andere Leute, die Interesse haben. Du solltest dir also am besten möglichst zeitnah überlegen, ob das für dich *funktioniert*.» Sie setzt das letzte Wort mit ihren Fingern in Anführungszeichen, und dadurch bin ich mir meiner Entscheidung schon gleich viel sicherer.

Lieber kämpfe ich mich durch weitere nervenaufreibende Besichtigungen, ehe ich hier, bei ihr, in das Wohnzimmer einziehe.

«Hat mich gefreut, dich kennenzulernen, Erica, aber dann sollte jemand von den anderen Leuten die Chance bekommen.» Ich halte ihr zur Verabschiedung erneut höflich meine Hand entgegen. Dieses Mal erwidert sie die Geste aber nur unter ausgiebigem Augenrollen.

Frustriert, dass ich auch dieses Mal wieder erfolglos war, steige ich die Treppen hinab und verlasse das Haus. Irgend-

wann sollte ich mir überlegen, wie lange ich das hier noch durchziehen werde, ehe ich aufgebe.

Es war ein Versuch.

Ein vermutlich lächerlicher Versuch, einen Plan durchziehen zu wollen, den ich aus meiner Trauer und Hoffnung und Emotionalität heraus geschmiedet habe. Und ehrlich gesagt dachte ich, dass zumindest dieser Teil meines Vorhabens leichter werden würde. Dass ich schon an der Suche nach einer längerfristigen Unterkunft scheitern würde, hatte ich wirklich nicht erwartet. Der Gedanke, jetzt zurück in mein winziges Motelzimmer zu gehen, um die neuesten Wohnungsinserate zu durchforsten, führt dazu, dass sich etwas in meiner Brust eng und schwer anfühlt. Vielleicht sollte ich heute Abend eine Pause machen. Meine Enttäuschung, meine Trauer, mein Gefühl des Verlorenseins in irgendeiner Bar ertränken. Dem Barkeeper erzählen, wie miserabel mein Leben gerade läuft, wie schwer jeder einzige Tag, jede Stunde, jede Minute und jede einzelne Sekunde ohne meine Mutter ist. Mir von ihm einen Drink ausgeben lassen – denn wer hätte bei dieser traurigen Geschichte schon kein Mitleid? Und plötzlich klingt genau dieses Szenario nach der besten Idee, die ich je hatte.

Ich laufe den hell erleuchteten Broadway entlang und betrete die erstbeste Bar, die ich finde. Erfahrungswerte besitze ich in dieser Stadt ohnehin noch keine, und die Auswahl ist zu groß, um mich durch die vielen Rezensionen zu arbeiten. Drinks und einen Barkeeper oder eine Barkeeperin sollte es sowieso überall geben. Alles andere ist mir gerade egal.

Die Lichter sind gedimmt, von draußen dringt kaum Helligkeit hinein, die Wände sind mit verschiedensten Schallplatten-Covern tapeziert. Es ist erst 19 Uhr, die Liveband gibt aber bereits Vollgas mit einem Country-Rock-Song, den ich nicht kenne. Ich gehe ein Stück weiter nach hinten durch, damit die

Musik nicht überlaut in meinen Ohren schallt. Neben einem Typen in dunkelroter Cap und einem schwarzen T-Shirt, das einige Tätowierungen auf der ansonsten eher hellen Haut seiner Arme freilegt, ist noch ein Platz frei. Seine Aufmerksamkeit scheint auf den Fernseher hinter der Bar gerichtet zu sein, auf dem gerade die Wiederholung eines Basketballspiels läuft. Ich setze mich, doch er regt sich kein Stück. Dafür wendet sich mir der Barkeeper zu. Er hat eine Glatze, die eine erstaunlich symmetrische Kopfform offenbart, und freundliche blaue Augen.

«Hey, kann ich dir schon etwas bringen?»

«Einen Tequila, bitte.» Währenddessen lege ich die Tasche auf meinen Beinen ab und versuche, die mit Blumen bedruckte Oversized-Jeansjacke von meinen Schultern zu streifen.

«Alles klar, kommt sofort», nimmt der Barkeeper meine Bestellung mit einem fast einfühlbaren Nicken entgegen, als wüsste er durch einen einzigen Blick bereits, in welcher Verfassung ich bin.

«Für mich bitte auch», meldet sich nun der tätowierte Typ neben mir zu Wort und dreht seinen Oberkörper etwas weiter in meine Richtung. Er schaut mich aus braun-grünen Augen an – sofern ich diese Nuance bei der schwachen Beleuchtung richtig erkenne. Sie spiegeln genau das, was ich fühle. Erschöpfung, Traurigkeit, die Gewissheit, dass das Universum es aktuell nicht gut mit uns meint.

«Ätzender Tag?», frage ich ihn und neige meinen Kopf leicht zur Seite. Er muss ungefähr so alt sein wie ich. Maximal zwei oder drei Jahre älter. Ihm entweicht ein Schnauben, das eine Antwort eigentlich schon überflüssig macht.

«Eher ätzende Woche. Oder ätzende Wochen vielmehr.» Er macht eine kurze Pause, scheint abzuwägen, ob ein Gespräch wirklich das ist, was er gerade möchte. Ich warte ab, will ihn

nicht weiter drängen, wenn er möglicherweise einfach nur in Ruhe einen Drink nehmen und dieses Basketballspiel schauen möchte.

«Und bei dir?», erkundigt er sich dann schließlich etwas resigniert.

«Ätzende Wochen passt ebenfalls ganz gut.» Auch wenn das genau genommen eine maßlose Untertreibung ist.

Der Barkeeper stellt zwei Gläser einer durchsichtigen Flüssigkeit vor uns ab. Anschließend legt er jeweils eine Zitronenscheibe darauf und platziert zuletzt einen Salzstreuer zwischen den beiden Gläsern. Stumm bereiten wir beide unseren Shot vor. Reiben die Zitrone über unseren Handrücken, streuen ein wenig von dem Salz darauf und halten das Glas dann mit der einen, die Zitrone mit der anderen Hand fest.

«Auf die ätzenden Wochen», murmelt der Typ und stößt mit seinem Shotglas vorsichtig an meines.

«Auf die ätzenden Wochen», bestätige ich, fahre mit der Zunge über meinen Handrücken, leere den starken Alkohol und beiße zum Schluss in die saure Zitrone. Ich spüre den hochprozentigen Shot warm durch meinen Körper wandern.

«Ich bin übrigens Olive», stelle ich mich vor, nachdem wir unsere Gläser weiter in Richtung des Barkeepers vorgeschoben haben, und halte dem Tattoo-Typen, wie vorhin noch Erica, meine Hand entgegen. Mit dem Unterschied, dass ich mir von diesem Kennenlernen nichts Großes erhoffe. Keine Wohnung, keinen Neuanfang in dieser Stadt. Keine Erwartungen.

«Drew», antwortet er und ergreift meine Hand. Seine Finger sind erstaunlich kalt, sein Griff eine Mischung aus Zurückhaltung und Stärke. Irgendwo dazwischen.

«Warum waren deine letzten Wochen so übel, Drew?», hake ich nach.

«Findest du nicht, dass das womöglich ein Thema ist, das

man eher nicht mit jemandem bespricht, den man erst seit zwei Minuten kennt?»

«Ich finde, dass es häufig am einfachsten ist, mit jemandem, den man nicht wirklich kennt, über solche Dinge zu sprechen.» Drew schaut mich forschend an, als wäre er sich nicht sicher, was er von meiner Aussage halten soll.

«Außerdem bin ich ziemlich schlecht, was Small Talk angeht», füge ich schulterzuckend hinzu, was ihm tatsächlich ein winziges Lächeln entlockt.

«Offensichtlich», erwidert er mit dieser undurchdringlichen Miene und kaut nachdenklich auf seiner Unterlippe herum. Dann scheint er eine Entscheidung zu treffen und signalisiert dem Barkeeper mit einer dezenten Handgeste, erneut zu uns zu kommen.

«Könnten wir zwei Wodka-Shots bekommen, bitte?»

«Na klar», erwidert dieser und bleibt vor uns stehen, um mit einem eleganten Schwung zwei Gläser zu befüllen.

«So schlimm also?»

«Schlimmer», gibt Drew trocken zurück. Nachdem wir den Wodka ausgetrunken haben, dreht er sich noch weiter zu mir. Ich tue es ihm gleich, sodass wir einander nun komplett gegenüber sitzen.

«Meine Freundin hat mich mit meinem Chef betrogen. Im Büro. Während sie wussten, dass ich zu diesem Zeitpunkt ungefähr fünfzehn Meter entfernt arbeite.»

«Scheiße», entfährt es mir laut, und Drew nickt, weil er natürlich selbst weiß, dass das wirklich eine üble Nummer ist.

«Das tut sicher weh», füge ich dann einfühlsamer hinzu.

«Ja.» Drew schaut an die Decke, von der Lichterketten mit warmen Glühbirnen hängen, dann wieder zurück in meine Augen. Er scheint noch etwas sagen zu wollen, also bleibe ich still. Und schließlich ringt er sich tatsächlich dazu durch.

«Aber wenn ich ehrlich bin ... tut es wahrscheinlich aus den falschen Gründen weh.»

«Was sind bei so etwas denn die falschen Gründe?» Neugierig lehne ich mich ein klein wenig nach vorne.

«Es klingt wahrscheinlich herzlos, wenn ich das beantwortete», windet Drew sich.

«Dann ist es ja umso besser, dass du einer Fremden, deren Meinung dir vollkommen egal sein kann, davon erzählst», ermuntere ich ihn. «Außerdem bezweifle ich sehr, dass ich dich dafür verurteilen würde. Ich halte *richtig* und *falsch* ohnehin für Konstrukte, mit denen wir es uns nur leicht machen wollen, statt die Dinge differenzierter zu betrachten.»

«Du bist ziemlich gut darin, weißt du das, Olive?»

Es klingt seltsam schön, wie er meinen Namen mit seinem sanften Südstaatenakzent ausspricht.

«Worin?»

«Mir das Gefühl zu geben, ehrlich sein zu dürfen, auch wenn ich es lieber nicht wäre.» Seine Worte berühren ein kleines Fragment meines Splitterherzens und zaubern mir ein kurzes, mittlerweile schon ungewohnt gewordenes Lächeln auf die Lippen. Dann bricht er den Augenkontakt ab, greift nach seiner Cap, hebt sie etwas und dreht sie so, dass der Schirm nun nach hinten gerichtet ist. Für eine Millisekunde kommt darunter chaotisch-braunes Haar zum Vorschein.

«Ich sollte sie vermissen. Traurig sein, dass unsere Beziehung dieses plötzliche, tragische Ende genommen hat. Ich sollte Liebeskummer haben und mich fragen, wie mein Leben ohne sie weitergehen soll. Aber ...», er stockt, scheint Schwierigkeiten zu haben, die nächsten Worte auszusprechen.

«Aber das tust du nicht?», helfe ich ihm vorsichtig, und er schüttelt den Kopf.

«Nein, das Ende dieser Beziehung ist mir erstaunlich egal.

Was mich fertigmacht, ist die Tatsache, dass ich wegen der Scheiße meinen Job verloren habe. Und gleichzeitig so inspirationslos bin, dass ich keine Möglichkeit habe, mir einen neuen Auftrag zu beschaffen. Deswegen geht es mir beschissen. Nicht wegen dem Liebeskummer, sondern weil ich durch sie verloren habe, wofür ich normalerweise brenne. Dieses Feuer, meine Kreativität, das alles ist seitdem einfach erloschen.»

Drew schaut beschämt, aber auch ein wenig erleichtert an mir vorbei, als hätte er Angst vor meiner Reaktion.

«Das klingt nicht herzlos, sondern menschlich.»

Die Skepsis ist ihm eindeutig ins Gesicht geschrieben.

«Dass mir mein Job offensichtlich wichtiger ist als die Liebe, klingt nicht herzlos?» Die Frage trieft vor Sarkasmus, aber ich bleibe ernst.

«Ich würde eher sagen, dass dir dein Job wichtiger als diese eine Beziehung war. Nicht die Liebe im Allgemeinen.»

«Dann bist du also der Meinung, ich hätte Sienna nie richtig geliebt?»

«Ich bin eine Fremde, schon vergessen? Woher soll ich das wissen?», breche ich die aufgeladene Stimmung mit einem Lachen, und Drew stimmt tatsächlich mit ein. Es ist erstaunlich leicht, sich in diesen Moment fallen zu lassen.

Wir bestellen beide noch einen Drink, die Band wechselt zu einem ruhigeren Song und die Bar füllt sich langsam. Die Leichtigkeit, die gerade eben noch zwischen uns geherrscht hat, wird schwerer, als Drew die Frage stellt, von der wir wohl beide wussten, dass sie kommen würde.

«Jetzt bist du dran mit dem Seelen-Striptease: Warum hastest du ätzende Wochen?»

Ich nehme einen großen Schluck und schaue Drew an. Geteiltes Leid ist halbes Leid, sagt man das nicht so?

«Meine Mutter ist vor zwei Monaten gestorben. Ich habe mir

daraufhin überlegt, nach Nashville zu ziehen, weil sie in meinem Alter hier gewohnt hat, scheitere aber schon an der Wohnungssuche.» Die Worte verlassen meinen Mund so schnell, dass ich fast über sie stolpere. Aber anders kann ich es noch nicht aussprechen. Nur, indem ich es schnell hinter mich bringe. Mir keine Pause gebe, in der ich es mir anders überlege oder in Tränen ausbrechen kann.

Drews Augen weiten sich, seine Lippen öffnen sich perplex.

«Scheiße, das tut mir leid. Jetzt fühle ich mich wie ein Vollidiot.»

«Warum?»

«Weil mein Problem dagegen absolut lächerlich wirkt und ich dir gerade eine halbe Stunde deswegen die Ohren vollgeheult habe.»

«Das hier ist kein Battle, wer gerade das größere Trauma zu verarbeiten hat.»

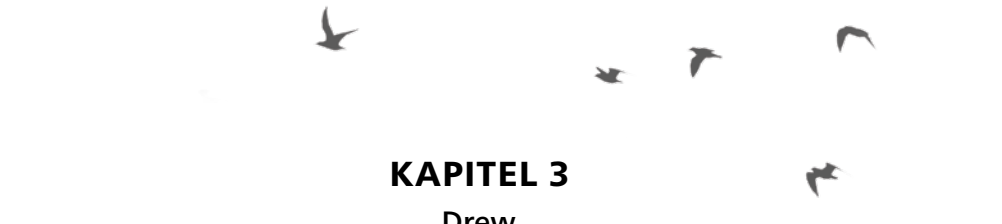
«Ich weiß. Aber trotzdem. Sorry. Möchtest du darüber reden ... über deine Mom?»

Einen Moment denke ich ernsthaft darüber nach. Versuche in mich hineinzuhorchen: *Möchte ich das?* Aber ich fürchte, so weit bin ich noch nicht. Weil ich einfach nicht weiß, was ich sagen muss, um zu heilen, statt immer und immer wieder zu zerbrechen.

«Eigentlich würde ich lieber darüber sprechen, was für eine Shitshow der Wohnungsmarkt in dieser Stadt ist.»

Drews betroffener Gesichtsausdruck wandelt sich in ein überraschtes Lachen, und ich merke, dass es genau das ist, was ich nun brauche.

Ablenkung für einen Abend. Zwei Fremde. Keine Gefühle, Verpflichtungen oder Versprechen. Nur zwei Herzen, die einander helfen, ihr Kaputtsein für ein paar Stunden zu vergessen.



## KAPITEL 3

Drew



*Drumroll*

Dieser Abend entwickelt sich definitiv nicht so, wie ich es erwartet hätte. Statt einem weiteren Tag, den ich mit zu vielen Drinks und Zigaretten schweigend in einer Bar verbringe, finde ich mich in einem Gespräch wieder, das mich nicht nur einmal zum Lachen gebracht hat. Trotz der Verzweiflung, trotz der Trauer, die in Olive noch viel tiefer verankert ist als in mir. Doch auch sie lacht. Ein schönes Lachen, ein Lass-uns-die-Scheiße-für-einen-Abend-vergessen-Lachen. Und verdammt, ja, ich will vergessen. Will nicht darüber nachdenken, dass ich im schlechtesten Fall einen kompletten Karrierewechsel in Betracht ziehen muss. Will nicht darüber nachdenken, dass ich möglicherweise für den Rest meines Lebens von Vertrauensproblemen geplagt werde. Und ich will auch nicht darüber nachdenken, wie sehr mich die Leere, die seit zwei Wochen in mir lebt, umbringt.

«Ich mag Kinder, ehrlich, aber ich bezahle doch nicht tausend Dollar Miete für ein winziges Zimmer, um dann noch kostenlos Babysitter spielen zu müssen. Und das war – ich zitiere – *nicht verhandelbar.*»

«Die Höhe der Miete oder das Babysitten?»

«Beides», antwortet Olive mit einer Mischung aus Entgeisterung und Amüsiertheit. «Es hätte ernsthaft vertraglich geregelte Tage und Zeiten gegeben, an denen ich für die Kinderbetreuung zuständig gewesen wäre.»

Ich schüttle belustigt den Kopf und bin ein weiteres Mal

froh, wie unkompliziert meine Wohnungssuche dagegen gelaufen ist.

«Und wahrscheinlich findet sich trotzdem jemand, der verzweifelt genug ist, diesen Knebelvertrag anzunehmen», prophezeie ich grinsend.

«Wenn es so weitergeht, bin ich diese verzweifelte Person!» Sie hebt kapitulierend die Hände.

«Das wird schon noch. Also mit einer richtigen Wohnung oder WG – nicht mit dem unentgeltlichen Babysitter-Job», versuche ich Olive aufzumuntern. Sie wirkt zwar nicht überzeugt, lächelt aber trotzdem. Dann, als wäre ihr ein Gedankenblitz gekommen, wandern ihre Mundwinkel noch weiter nach oben und ihre Augen leuchten.

«Lass uns tanzen.» Mit diesen Worten springt sie vom Barhocker auf und legt stattdessen ihre Tasche und Jacke darauf ab. Erwartungsvoll steht sie vor mir – mit diesem hochgeschlossenen, weißen Stricktop, der lockeren Jeans, ihrem blond-rosa Haar und den Converse-Schuhen, die ebenso rosa sind. Ihr abrupter Tatendrang überfordert mich ein klein wenig, lässt mein leeres Herz gleichzeitig aber auch etwas schneller schlagen.

«Hier?», frage ich zögerlich und schaue mich um. Ein paar vereinzelte Gäste wippen mit dem Kopf zur Musik, mehr Bewegung oder gar Tanzen sucht man hier vergeblich.

«Warum nicht? Hier ist Platz und Live-Musik. Was braucht es denn noch, damit der feine Herr sein Tanzbein schwingt?» Sie funkelt mich herausfordernd an. Und ja, das scheint zu genügen.

«So hat mich ganz sicher noch nie jemand genannt.» Denn die Bezeichnung *feiner Herr* passt vielleicht zu einem über fünfzigjährigen Typen in einem frisch gebügelten Designerhemd, aber nicht zu mir. Nicht zu einem 24-jährigen, arbeits-

losen Musikproduzenten, der sein Geld am liebsten für Tattoos ausgibt.

Trotzdem stehe ich auf und lasse mich von Olive zwei Meter weiter auf die leere Fläche ziehen, die eigentlich keine Tanzfläche ist, die sie aber einfach zu einer macht. Die Band spielt gerade die ersten Töne von Luke Bryans Song *Play It Again*, der viel zu gut zu Olives Energie passt. Man könnte fast denken, sie würden diesen Song extra für sie spielen. Für uns. Ein Veröhnungsangebot des Schicksals für diese ätzenden Wochen.

Olive nimmt schließlich auch meine zweite Hand, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres auf dieser Welt. Als hätte sie nicht den kleinsten Hauch Angst, angestarrt zu werden, weil wir die einzigen Personen sind, die tanzen. Und ihr Gesicht zeigt deutlich, dass es sie wirklich nicht interessiert. Sie und ich, dieses ungleiche Paar, weil man die gemeinsame Traurigkeit gerade nicht sieht. Das Einzige, was die Außenstehenden erkennen, ist ein düsterer Kerl mit zu vielen, nicht zusammenpassenden Tattoos und eine pink-glitzernde Frau mit einem Faible für gehäkelte Dinge.

Aber fuck it.

Das hier hilft, das hier funktioniert für heute Abend, befreit mich für eine Weile endlich aus dem Sorgenstrudel.

Also wirble ich Olive herum, drehe sie und lasse mich anstecken. Von der Musik, die ich endlich wieder *richtig* fühlen möchte, von der Energie, die in diesem Raum bebt, und von der Frau, die das hier ganz sicher noch viel nötiger hat als ich selbst.

Wir tanzen immer ausgelassener. Was zaghaft begonnen hat, wird schnell leicht und intuitiv. Die unerbetene, aber vermutlich provozierte Aufmerksamkeit der anderen Gäste wird auch mir von Sekunde zu Sekunde gleichgültiger, bis ich sie gar nicht mehr wahrnehme. Es gibt nur noch uns. Eine Blase

aus Schwarz und Grau, die trotzdem scheint, das Licht dennoch aufnimmt.

Und vielleicht lässt die Dunkelheit der letzten Wochen Olive noch heller strahlen.

Weil der Kontrast so gewaltig ist.

Diese positive, glänzende Seele in dem düsteren Chaos.

Ein Lichtstrahl, der sich den Weg durch die Nacht bahnt.

Die sanften Gitarrenklänge kündigen irgendwann einen ruhigeren Song an und sorgen damit für einen plötzlichen, aber passenden Stimmungswechsel. Das ausgelassene Lachen, die überschwänglichen Drehungen verebben. Stattdessen sind wir einander nun näher, jeweils nur noch ein vorsichtiges Lächeln auf den Lippen. Olives Finger verschränken sich zaghaft in meinem Nacken ineinander, meine Hände finden ganz automatisch zu einem Punkt oberhalb ihrer Hüften. Ich schaue in ihre Augen, suche nach Unwohlsein, nach einem Signal, dass das zu viel ist, finde aber nichts. Habe das Gefühl, ausnahmsweise das Richtige zu tun.

«Hi», haucht Olive leise, während wir uns passend zum Rhythmus des Songs von einem Fuß auf den anderen wiegen.

«Hey», erwidere ich ebenso ruhig. Halte genau wie sie den Blickkontakt, der in diesem Moment so intensiv ist, dass ich mich frage, ob ich eine andere Person jemals so genau betrachtet habe. Sehe trotz der dämmrigen Beleuchtung jeden glitzernd-grauen Punkt und Schatten in ihren blauen Augen. Fühle mich ihr für diese Sekunden so nahe, so verbunden, obwohl das nach so kurzer Zeit natürlich gar nicht möglich ist.

Ich kenne nicht einmal ihren Nachnamen. Weiß nicht, woher sie kommt, habe keine Ahnung, was sie für ein Mensch ist. Außer, dass sie die erste Person ist, die es schafft, mich aus diesem schwarzen Loch voller Leere zu holen.

Und um mehr scheint es hier und jetzt nicht zu gehen. Ihr

Blick verlässt das erste Mal, seit wir so eng miteinander tanzen, meine Augen, legt sich für einen Wimpernschlag auf meine Lippen. Und scheiße, ich könnte schwören, einen sich immer weiter beschleunigenden Trommelwirbel zu hören, obwohl ich sicher weiß, dass dieser Song nichts dergleichen beinhaltet.

Ich bin nicht betrunken genug, um zu glauben, dass das hier mich heilen wird.

Aber das muss es auch nicht.

Es muss sich einfach nur gut anfühlen – und ich bin mir sicher, dass es das wird.

Ich löse meine linke Hand von ihrer Hüfte, lege sie stattdessen vorsichtig seitlich an ihren Kiefer. Sie kommt mir entgegen. Noch näher, so nah, dass ich ihren warmen Atem auf meiner Haut spüre. Mir sogar einbilde, ihr rasendes Herz zu hören, auch wenn es wahrscheinlich nur mein eigenes ist, das ich überdeutlich in meiner Brust spüre. Herzschläge, Trommelwirbel. Immer schneller und schneller. Und dann verschwinden auch die letzten Zentimeter zwischen uns. Sie küsst mich. Entschlossen, aber trotzdem sanft treffen ihre weichen, vollen Lippen auf meine. Die Trommeln verschwinden, machen dafür harmonischen Klängen Platz. Geige, Cello, Klavier – eine Melodie, die improvisiert und schön und echt klingt. Ich erwidere den Kuss, streiche gleichzeitig mit meinen Fingern über ihre Haut. Fühle sie an meinen Lippen, unter meinen Fingerspitzen, überall. Magie für einen Augenblick. Und wenn wir nicht inmitten dieser gut besuchten Bar wären, würde der Moment vermutlich noch länger andauern. Aber wir sind nun mal hier und um uns herum die Menschen, die Band, das Licht.

Also bringen wir wieder ein wenig Abstand zwischen uns. Nicht viel, eigentlich lösen wir nur unsere Lippen voneinander. Olive lehnt ihren Kopf an meine Schulter, während wir langsam weitertanzen. Der angenehm zitronige Duft ihres

Shampoos steigt mir in die Nase, und mir fällt auf, dass ich sämtliches Zeitgefühl verloren habe. Nicht, dass es wichtig wäre – schließlich habe ich keinen Job, bei dem ich morgen früh sein muss. Aber ich fürchte, dass bald der Band-Wechsel stattfindet und der Zauber dann vorbei ist. Wir aus unserer Blase heraustreten und zurück in die Realität gelangen, in der Olive den Tod ihrer Mutter verarbeiten muss und ich den Betrug von Sienna, mitsamt aller Konsequenzen. Es wäre schön, stattdessen noch eine Weile in dieser besseren Parallelwelt zu bleiben. Also unterdrücke ich den Drang, einen Blick auf die Uhr meines Handys zu werfen, um den Countdown, der sich uns zwangsläufig nähert, immerhin nicht zu kennen. Wir tanzen noch ein weiteres, ruhigeres Lied in ungefähr der gleichen Position. Ein gegenseitiges Halten gegen die Realität. Dann wechselt die Liveband auf einen schnelleren, lauterer *Jon Pardi*-Song, der uns zu mehr Abstand, mehr Drehungen, mehr Lachen veranlasst. Ich vermute sofort, dass sich ihr Set nun dem Ende neigt. Dass die Uhr gleich 22 Uhr schlägt und auf dem gesamten Broadway ein weiterer Band-Wechsel stattfindet. Der letzte für diesen Abend.

Ich behalte recht. Der Sänger verkündet, dass sie ihren Gig in dieser Bar mit dem nächsten Song beenden werden. Und damit geben sie noch einmal richtig Gas. Legen alles, was sie haben, in ihre Instrumente, in ihre Stimmen. Wir tun es ihnen gleich – würdigen diesen überraschend schönen Abend mit ein paar letzten, wilden Tanz-Moves, zu denen ich mich ansonsten eher selten hinreißen lasse.

Gemeinsam mit Olive tänzle ich in Richtung der Musiker, damit ich es nicht verpasse, ihnen noch Trinkgeld zu geben, ehe sie gleich abhauen. Ich fische eine Zehn-Dollar-Note aus meiner Handyhülle, die ich für genau solche Fälle immer mit ein paar Scheinen ausstatte, und werfe ihn zu den anderen

Münzen und dem Papiergeld in den klassischen Trinkgeld-Cowboyhut. Der Gitarrist nickt uns lächelnd zu, ehe wir wieder auf unsere vorherige Position wechseln, von der aus wir ein Auge auf Olives Jacke und Tasche werfen können.

Das Outro des Songs bricht an und leitet damit das Ende unserer spontanen Tanz-Session ein. Ich habe den Überblick verloren, wie lange wir miteinander getanzt haben, aber der feine Schweißfilm auf meiner Stirn ist ein sicherer Indikator dafür, dass es eine kleine Ewigkeit gewesen sein muss. Ein voraussichtlich letztes Mal nehme ich mir Zeit, Olive genau anzusehen, ihre Energie, ihre Aura zu spüren. Sie lächelt, als sie meinen Blick bemerkt. In ihren blauen Augen schimmert noch immer eine Nuance Traurigkeit, aber sie strahlen trotzdem. Eine Veränderung im Vergleich zu vorhin. Bei meiner ersten Musterung, nachdem ich mich ihrer Tequila-Bestellung angeschlossen habe, lag darin nur diese stille Verzweiflung und Trauer. Kein sichtbares Strahlen oder Funkeln. Das hat sich im Laufe des Abends verändert, und auch wenn es vielleicht kaum etwas mit mir zu tun hat, fühlt es sich trotzdem an, als hätte ich zumindest einen winzig kleinen Teil dazu beigetragen, ihr ein wenig von der Dunkelheit zu nehmen.

Die Musik verklingt, die Band bedankt sich ein letztes Mal bei ihrem Publikum, und Olive und ich gehen zur Bar, um unsere Drinks zu bezahlen. Sie zieht ihre Jacke über, und es lässt sich nicht länger leugnen, dass ich recht hatte. Unser gemeinsamer Abend ist vorbei.

«Wie kommst du nach Hause? Nimmst du dir ein Uber?», fragt Olive beim Herausgehen.

«Ja, ich schätze schon. Und du?»

«Ich schaue mal, ob noch eine gute Busverbindung fährt. Ist günstiger.»

«Nimm lieber ein Uber», schiebe ich sofort ein. Zu dieser

Uhrzeit fahren zwar noch einige Busse, aber keinen davon würde ich spätabends mit gutem Gewissen empfehlen. Erst recht keiner jungen Frau, die sich in dieser Stadt nicht auskennt. Olive schaut mich an, und zunächst glaube ich, dass sie mit den Augen rollen wird oder mich fragt, warum sie ein Uber nehmen soll, aber meine besorgte Miene scheint beides unnötig zu machen. Also nickt sie mit einem leisen Seufzen und öffnet die App auf ihrem Handy.

«In drei Minuten ist mein Fahrer da», verkündet sie, was ich zum Anlass nehme, mir ebenfalls meine Rückfahrt nach Hause zu buchen. Ich habe die Wahl zwischen einem Auto, das in zwei Minuten hier wäre, und einem, das noch acht Minuten braucht. Ohne zu überlegen, wähle ich das Zweite, damit Olive nicht noch allein hier warten muss.

«Danke für den interessanten Abend, Drew.»

«Interessant? Das klingt ja noch schlimmer als das gefürchtete *nett*», erwidere ich und lege meine Hand mit gespielter Entrüstung auf meine Brust.

Nun rollt Olive tatsächlich mit den Augen.

«Für mich ist *interessant* ungefähr das größte Kompliment, das man machen kann. Schließlich ist es das Gegenteil von langweilig – und was gibt es Schlimmeres als das?»

«Okay, überzeugt», kapituliere ich lachend.

«Dann danke ich dir auch für einen überaus interessanten Abend», füge ich übertrieben förmlich hinzu und deute eine Bridgerton-würdige Verbeugung an. Zwar habe ich die Serie nicht gesehen, bin aber eine Weile in der dazugehörigen TikTok-Bubble gelandet, und ich glaube, meine Verbeugung gerade eben kann durchaus mithalten. Olive versucht es mir nachzumachen, wobei ihre Tasche halb von der Schulter rutscht.

«Das sollte ich lieber bleiben lassen.»

«Mit ein bisschen Übung bekommst du es in ein paar Wo-

chen vielleicht hin», ziehe ich sie auf. Dann bemerke ich das Auto, das ein paar Meter vor uns langsamer wird und blinkt. Wahrscheinlich ihr Uber. Sie gleicht das Kennzeichen noch einmal mit der Angabe in der App ab und wendet sich mir dann mit einem ehrlichen Lächeln zu.

«Komm gut nach Hause.»

«Du auch», antworte ich und umarme sie. Rieche ein letztes Mal ihr Zitronen-Haar. Spüre ihre Wärme ein letztes Mal an meinem Körper. Dann geht sie, steuert zielstrebig das Auto an. Doch während sie den Griff von der Autotür umschlossen hält, dreht sie sich noch einmal zu mir um.

«Drew? Du bist nicht herzlos – ganz sicher.»

Ehe ich etwas sagen kann, verschwindet sie in dem weißen Honda. Zurück bleiben nur mein dämliches Lächeln und mein lädiertes, schwarzes Herz, das so gern glauben möchte, dass sie recht hat.